

Ich schließe meinen Brief, indem ich Ihnen, hochverehrter Herr Direktor, nochmals für Ihren lieben Brief bestens danke. Erhalten Sie und Ihre werthe Frau Gemahlin die besten Grüße von Ihrem dankbaren

R. Willi.

---

Brief des Kameraden Consten.

Kwamfuju, 26. März 1901.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Soeben trifft mein schwarzer Postbote mit Ihrem lieben Schreiben bei mir ein. Von weitem glänzte schon sein schwarzes Vollmondgesicht, denn bringt er einen Carua ya alaya (Brief aus Europa), so giebt es unfehlbar ein Cakshish. Er bekam den Cakshish und ich den Brief. Ich war schon unterwegs, um meine Tagesarbeit zu machen, aber das macht nichts, so las ich denn den Brief im Sattel, während mein Maultier behutsam, Schritt für Schritt abwägend, den etwas schlüpfrigen Weg — vorher hatte es so ein bischen geregnet, ich glaube fünfundzwanzig mm in zwanzig Minuten — herunterkletterte. Ich war nämlich auf dem Wege nach Nyambo, wo auf der Grenze zwischen der Hauptpflanzung Nyambo und Kwamfuju meine Leute die Schamba von Unkraut reinigen. Wie sehr ich mich über Ihren Brief gefreut habe, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern, war es doch das erste Zeichen aus der Kolonialschule, daß man mich in meinem lieben Wilhelmshof nicht ganz vergessen hatte. Es freut mich von Herzen, daß in diesem Winter kein so ein böser Gast unseren Wilhelmshof heimgesucht hat wie in vorigem Jahre, desto schwärzer sah es und sieht es hier aus, doch davon später. Ueber die Nachrichten von Willi und Bachmann war ich von Herzen froh, denn wenn ich jemand gutes wünsche, so sind es diese Herren. Herr Dr. Aldinger will also doch endlich fort!

Kaisersgeburtstag wurde hier sehr stille gefeiert, da ich zur Zeit der einzige Gesunde hier war, alle Herren waren fieberkrank, aber nicht wegen schlechter klimatischer Verhältnisse hier, Nyambo und Kwamfuju sind allem Anschein noch vollständig fieberfrei, die Herren befinden sich nämlich beinahe alle über zehn und zwanzig Jahre in den Tropen. Jedenfalls waren wieder zur Feier des Tages bei Ihnen in dem festlich geschmückten Speisesaal Witzhausen und seine Schönen vertreten, wenn ich bei Ihnen gewesen wäre und Rückerode wäre nicht erschienen, so hätte ich dies wirklich bedauert. —

Soviel ich mich noch erinnere, habe ich Ihnen in meinem letzten Schreiben ausführlich über meine Arbeit, Wohnung und dgl. geschrieben. Wenn noch mein photographisches Papier zeitig eintrifft, erhalten Sie mit dieser Post das Bild meiner Wohnung „Kwamkujū“ zugesandt, wenn nicht, dann mit der nächsten Post. Kwamkujū liegt etwa 1000 m hoch, auf einem der vielen Hügel, an denen unsere Schamba so außerordentlich reich ist. In Kwamkujū stehen zur Zeit 80 000 lebende Kaffeebäume, während die Hauptpflanzung Nyambo rund 600 000 Bäume umfaßt. An Arbeitern sind bei mir in Kwamkujū etwa 140 mit einem Durchschnittslohn von etwa neun Kupien und täglich acht Pesa (Pesa = 2 Pfg.) Poscho (Futtergeld.) Der Unterhalt der Schamba Kwamkujū wird ungefähr monatlich auf 2000 Rp. (die Rp. zu 1,39 Mark gerechnet) kommen. Also gehört zum Unterhalten einer solchen kleinen Schamba doch schon ein ganz schönes Kapital. Der Gesundheitszustand der Bäume ist im allgemeinen gut. Nur hier und da läßt es zu wünschen übrig. Hier bei uns habe ich bis jetzt drei verschiedene ziemlich stark auftretende Krankheiten beobachtet. Eine Zeit lang wurde Kwamkujū, wie ich glaube, durch die daranstoßende Pflanzung Bulwa angesteckt, stark von einer ganz eigenthümlichen Blattkrankheit heimgesucht, die sich jetzt über unsere ganze Schamba ausgebreitet hat, die Blätter erhalten plötzlich einen braunen Flecken, der sich schnell über das ganze Blatt ausbreitet, und dann das Fallen der Blätter veranlaßt. Anfangs glaubte ich, es wären die Blätter durch die scharfe Sonne und den vorhergehenden Regen einfach verbrannt worden, aber bald zeigte sich, daß auch bei vollständig trübem Wetter die Krankheit um sich griff. Wir sind jetzt hier zur Ueberzeugung gelangt, daß diese Krankheit durch den Stich eines Insektes, das seine Eier in die Blätter legt, hervorgerufen wird. Welches Insekt es ist, konnte ich bis jetzt leider nicht feststellen, und diese kleinen milbenartigen Eier mußte man schon mit einem sehr guten Mikroskop untersuchen und dann auch künstlich züchten, um zu einem bestimmten Resultat zu kommen. Ein gutes Mikroskop steht mir nicht zur Verfügung und die künstliche Züchtung kann nicht eher gut vorgenommen werden, bis ich überhaupt die Sache mikroskopisch beobachtet habe; daß die ganze Geschichte aber durch Einlegung irgend eines Insektes hervorgerufen wird, davon bin ich fest überzeugt. Unbei sende ich Ihnen ein Präparat eines Eies mit, das ich zwischen den Blattschichten gefunden habe. Vielleicht interessiert sich Herr Professor Jeska für die Sache. Das Blatt wird also wie gesagt mit der Zeit dunkel-braun und die Stellen, wo die Eier sitzen, sind hellbraun, nach einiger Zeit fallen dann die Blätter ab. Wird ein Baum stark von dieser Krankheit heimgesucht, so geht er ein.

Eine zweite viel verderblichere Krankheit ist eine hier auftretende Wurzelkrankheit. Die Wurzel wird weißlich schwanmig

und hat ein unfehlbares Eingehen des Baumes zur Folge. Vermutlich werden diese Pilze oder Läuse, die aber mit bloßem Auge nicht wahrnehmbar sind, durch die Ameisen von einem Baum zum anderen übertragen. Näheres weiß ich darüber nicht, vielleicht später mehr davon.

Die dritte und allgemein bekannte Krankheit ist die *Hemileia vastatrix* „Kaffeblattkrankheit.“ Darüber etwas zu schreiben ist wohl unnötig, da ihre Erscheinungen allgemein bekannt sein dürften.

Das kränkliche Aussehen von Bäumen in den Thalmulden führe ich auf stehendes Grundwasser zurück. Diesem Fehler könnte leicht abgeholfen werden, wenn man die einzelnen Stellen durch Ziehen eines Grabens entwässerte, aber ob diese Unkosten sich bezahlt machten, ist die andere Frage. —

Unkraut haben wir in gesegneter Menge hier. Hauptsächlich tritt hier als solches eine Pflanze auf, die lebhaft an die Blüten des sogenannten Kamillenthees erinnert. Die Samenförner sind mit kleinen Widerhacken versehen, die damit an den Kleidern haften bleiben. Manchmal bin ich damit vom Kopf bis zu den Füßen über und über bedeckt. Gelangen diese kleinen schwarzen Körnchen bis auf die Haut, so erregen sie dort ein ganz unangenehmes Jucken.

Die Lage unserer Pflanzung ist eine sehr geschützte. Trotzdem haben wir innerhalb der Pflanzung nochmals Windbrecher stehen lassen, die aber leider, da sie zu schmal sind, viele große Bäume durch Absterben verlieren. Nach meiner Ansicht muß ein Windschutz mindestens 70 Meter breit sein, wenn nicht nachher ein Absterben der Bäume eintreten soll. Zum großen Teil sind unsere Kaffeebäume durch sanfte Hänge schon genügend gegen die sonst so leicht schädlichen Winde geschützt, und wirklich ist es eine Freude, unsere ältere Pflanzung zu sehen. Gesund, kräftig, nicht zu sehr ins Kraut schießend, mit einer anständigen Menge Früchte beladen, so macht unsere Schamba im allgemeinen einen sehr guten Eindruck, jedenfalls ist hier mit wenig Geld und viel Arbeit viel, sehr viel geleistet worden. Ueber Schattenbäume kann ich nur das eine sagen: In der Höhenlage, wie sie hier vorhanden ist, halte ich die Schattenbäume für nicht unbedingt notwendig, aber auf einer größeren Entfernung ausgepflanzt halte ich sie doch eher für nützlich als schädlich, wenn nicht als Schattenspender, dann sicher als Windbrecher. Wir haben hier als Schattenbaum *albizzia moluccana* angepflanzt, der aber, wie uns hier die Erfahrung lehrt, viel zu weich ist und leicht schon durch die Last seiner Blätter zerbricht. Die Pflanzung *Bulva* hat auch mit demselben Baum keine guten Erfahrungen gemacht. Jedenfalls hält man ihn hier allgemein als für uns ungeeignet. Der *Dadap* ging uns durch ein eierlegendes Insekt, das seine Eier in den jungen Trieben absetzte, ein. Einstweilen stehen bei

uns eine Menge wilder Schattenbäume, die ja einstweilen einen ganz guten Schutz gewähren, bis sich die Pflanzungsleitung zu einem anderen Baum entschlossen hat. Soviel ich weiß, werden jetzt versuchsweise albizzia lebec angepflanzt. Zur Zeit wird alles so langsam auf Ernte und Pflanzen nebst Nachpflanzen vorbereitet. Der Stand unserer jungen Saat ist ganz vorzüglich. In den Saatbeeten wird der Samen sorgfältig ausgelegt, und dann mit einer leichten Schicht Erde bedeckt. Selbstverständlich muß bei trockener Witterung fleißig gegossen werden, dies ist die Arbeit der Weiber. Die Saatbeete bestehen aus 1 Meter breiten Beeten, die durch zwanzig Centimeter breite Wege von einander getrennt sind. Der einzige Unterschied zwischen der Anlage und Bearbeitung der Saatbeete des Herrn Gartenmeister Sonnenberg und der unseren ist der, daß wir ein Dach darüber bauen. Dies Dach wird auf Pfähle aufgerichtet und zwar so: die einzelnen Pfähle werden durch Hauptpfähle mit einander verbunden. Diese Pfähle, die vorher in den Boden eingerammt werden, laufen in eine zweizinkige Gabel aus. In diesen Gabeln ruhen also die Hauptträger und werden mit frisch von Bäumen geschälter Rinde festgebunden, dann deckt man die Zwischenräume mit dünnen langen Stäben zu. Alles wird aber wieder durch die frisch geschälte Rinde festgebunden. Ist dies fertig, so wird das ganze mit Farrenkraut zugedeckt. Hierdurch entsteht ein großes flaches Dach, das den jungen Pflänzlingen genügend Schutz gegen die Sonnenstrahlen bietet und dennoch für den Regen durchlässig ist. Kommt dann die ausgesäte Saat später gut heraus, so wird sie wieder in den andere Beete verpflanzt. Der Schatten ist anfangs ziemlich dicht, durch das Abwelken der eingetrockneten Blättchen des Farrenkrauts wird der Schatten langsam lichter und lichter, sodaß die jungen Pflänzchen allmählich an stärkeres Sonnenlicht gewöhnt werden. Sind die Pflanzen größer, so nimmt man das Farrenkraut ganz weg. Das Bauen der Schutzdächer für die Saatbeete versteht der schwarze Arbeiter sehr gut, weil er seine Hütten ähnlich baut. Doch von Pflanzlöchern, Waldschlag, Ernte und Nachpflanzen ein andermal. Ich fürchte, sowie so durch meine Fachsimelei Ihnen lästig zu werden. —

Von Kamerad Weise erhielt ich vor kurzem Nachricht durch einen bei mir eingekehrten Landmesser. Ob das Gerücht wahr ist, daß er seine Stellung wegen allzuschlechter Behandlung aufgeben will und schon eine bedeutend bessere Stelle in Aussicht hat, weiß ich nicht, aber hier, wo diese Gerüchte sich mit einer ganz fabelhaften Schnelligkeit verbreiten, wird es behauptet. Mein Chef geht Ende April nach Deutschland und hat mir versprochen, unser Wilhelmshof aufzusuchen. Ich bin wirklich neugierig, ob es dazu kommt. Was mich selber betrifft, so habe ich es hoffentlich noch sobald nicht notwendig, gesundheitshalber nach Europa zu gehen. Bis jetzt habe ich trotz Waldschlagens,

Sumpfarbeit und dergleichen mehr noch nichts von Fieber gemerkt. Hier oben ist zwar allerdings ein schlimmer Gast eingekehrt: „die Pocken“. Einige Neger erkrankten daran. Durch Aufbau eines kleinen Hospitals, wo die Erkrankten untergebracht wurden, durch das Desinficieren der verseuchten Hütten und allgemeines Impfen der Schwarzen gelang es mir, in Kwamkujū — in Nyambo trat die Krankheit nicht auf — die Ausbreitung zu verhindern. Ich selbst ließ mich auch nochmals impfen. Jetzt droht durch die ganz gemeine Art und Weise der englischen Behörden hier in Ostafrika die Pest eingeschleppt zu werden. Obwohl die Pest schon über einen Monat in Bombay war, fanden es die Engländer nicht für nötig, den Hafen Bombays für ein- und auslaufende Schiffe zu sperren, bis denn endlich die Zahl der Sterbefälle nicht mehr verheimlicht werden konnte. Echt englisch! Nun sind hunderte von Schiffen dort gewesen und schon viele gelandet und haben ihre Fracht gelöscht, ehe der Telegraph der Welt mittheilte, daß in Bombay die Pest sei. Hier in Ostafrika, wo die Schwarzen sich zum Teil fast ausschließlich mit Bombaystoffen kleiden, die bis tief ins Innere verkauft werden, ja fast unser ganzer Handel in Händen der Indier liegt, können Sie die Gefahr bemessen, in denen unsere Kolonie und besonders die Hafenplätze schweben. Hoffentlich geht die Sache gut. Im Grunde ist für uns Europäer nichts zu fürchten, aber die armen Schwarzen müssen daran glauben. — Was nun die Schwarzen selber betrifft, so bin ich mit meinen Arbeitern im allgemeinen zufrieden und sie, wie sie anderen Europäern gegenüber geäußert haben, mit mir. Nur in einem Punkte verstehen wir uns noch nicht, bei schlechter Arbeit, die übrigens selten vorkommt, giebt es ein heiliges Donnerwetter und dann und wann, wenn es mal sein soll, giebt es ein paar Jagdhiebe mit der Reitpeitsche. Nun bin ich ohne es zu wollen auf ein ganz heikles Thema geraten und will mich denn offen über meine Stellung zur Prügelstrafe äußern. Prügeln um zu prügeln, den Leuten mit Fußtritten und Faustschlägen gegenüber aufzutreten, wo man das, was man will, mit ein bischen mehr Geduld ganz gut erreichen könnte, halte ich für vollständig verwerflich. Aber dann und wann so einem unverbesserlichen Faulenzer einmal ein paar gründlich überziehen zu lassen, halte ich für unumgänglich notwendig. Nur hüte man sich, ungerecht zu schlagen, hierfür hat der Neger ein sehr gutes Verständnis. Gegen Faulenzer, Spitzbuben, die den Leuten noch ihr bischen Geld und selbstgepflanztes Eisen stehlen, Gewohnheitstrinker bin ich unerbittlich, hier giebt es Prügel und die gründlich. Wie sehr der Neger selber damit einverstanden ist, beweist dies, daß sie mir selber solche „Dorren“ zur Aburteilung vorführen. So ein fürchterliches Instrument der Kiboko (Milspferdpeitsche) für unsere Begriffe ist, so wenig macht sich der Neger daraus. Ich möchte

am liebsten den Kiboko in diesem Fall mit dem auch nicht gerade zarten spanischen Rohr des Schulmeisters vergleichen. Aber Prügel und Prügel ist zweierlei, deshalb soll man nur stets gerecht und mit Mäßigung und nur dort, wo es unumgänglich notwendig ist, prügeln. Aber die Prügelstrafe ganz verwerfen zu wollen, würde ebenso schädlich sein wie zuviel und ungerecht prügeln. — So habe ich so einen alten Boy, der Kerl hat schon bei Wischmann gearbeitet und später bei vielen anderen Cavand's (Herren). Er ist hier im Hause die Hauptperson, bekommt die wöchentlichen Auslagen baar in die Hände und allerlei wichtige Verwaltungsgegenstände, wie das Magazin der Weine, Soda usw. hat er zu beaufsichtigen, der sagte mir eines Tages, als er mir erzählte, daß er einem mir bekannten Europäer Koch und Boy weggelaufen sei, das brauchst Du nicht zu fürchten, denn Du bist zwar sehr scharf (hali), aber gerecht. Also der Schwarze hat, wie gesagt, Verständnis für solche Sachen. Aber trotz der sichern Prügelstrafe würden meine Leute mich dennoch betrügen, wenn sie könnten. —

Kamerad Weise schreibt über die Tierwelt, daß diese oben in Balangai nicht so zahlreich sei. Nun, dann könnte ich wohl Kamerad Hörner ein bischen einladen, hier giebt es genug zu schießen, wenn man nur die Zeit dazu hätte. Wildschweine in Rudeln zu zehn Stück, Buschböcke, wilde Hunde, Wildkazen, Affen und nicht zu vergessen Leoparden trifft man hier zahlreich an, dann und wann besucht uns auch ein Löwe. So holte mir vor kurzem ein Leopard ein Schaf am hellen Tage vom Hofe weg. Dreimal bin ich schon allein und in Gesellschaft hinter diese Spitzbuben hergewesen, ohne auch nur einen zu Schuß zu bekommen. Schlangen sind hier jedenfalls ebenso zahlreich wie oben in Balangai. Auch hier treten die Pfustottern zahlreich auf, ich habe schon verschiedenen das Fell über die Ohren gezogen. Doch für heute genug. — Empfehlen Sie mich bitte Ihrer werthen Frau Gemahlin, den Herrn Lehrern und allen Kameraden.

Ihr ergebener

Consten.

---

Brief des Kameraden Wenzel.

An Bord der „Mine Wörmann“, März 1901.

Hochverehrter Herr Direktor!

Wolle 3 Wochen schwimmen wir nun schon auf dem Wasser, und in wenigen Tagen sollen wir Swalopmund erreichen; da wir bis dahin voraussichtlich nichts Besonderes mehr erleben